

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 4 (1914)

Heft: 40

Artikel: Heimreise zur Kriegszeit

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641407>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

arbeiten aus Stroh und Rosshaar herzustellen. Reizende, mit rosa und hellblauen Seidenstoffen unterlegten Babylöiben mit schönen, einfachen Ornamenten verziert, sehen wir hier zur Freude aller junger Mütter und kunstfrohen Gemüter. Dann liegen schöne Filigranarbeiten auf, Echarpes, Fenster- und Kinderbettbehängen appliziert neben phantasievoll geflochtenen Schnallen, Broschen und Vorstecknadeln. Sogar Hutfedern werden gezeigt und die Vogelfreunde wird besonders interessieren, zu sehen, daß es der aargauischen Strohindustrie gelungen ist, selbst die prächtige Reiherfeder nachzumachen. Ob sich dieser neue Versuch, die alte schöne Ornamenthandwerberei wieder einzuführen und zur ordentlich bezahlten Hausindustrie zu erheben, bewähren wird, hängt ganz von der Mode ab. Zu wünschen wäre, daß sie wohl wechselte, um der Phantasie neue Nahrung zuzuführen, aber doch die schönen Strohapplikationen nie ausschaltete.

Die aargauische Industrie steht überhaupt seit längerer Zeit in einer Periode beständigen Kampfes. Das Ausland mit seinen zum Teil Hungerlöhnen macht ihr das Leben schwer und bedroht ihre Konkurrenzfähigkeit. Die ärgsten Konkurrenten sind neben den Italienern, die Japaner, die z. B. in Tagal (Hanf-) Artikeln geradezu eine Überproduktion auf den Markt schleudern, gegen die niemand anderes auffommen kann. Nur durch Schaffung immer neuer Dessins ist es der aargauischen Strohindustrie in den letzten Jahren noch gelungen, die Maschinengeflecht-Fabrikation im Gange und auf der Höhe zu erhalten. Zu erwähnen ist auch, daß die aargauische Strohindustrie seit über dreißig Jahren in großem Umfange den Zwischenhandel mit Bleiherei und Färberei in japanischen und chinesischen Geflechten betreibt, die in ganzen Schiffsladungen nach Europa gebracht werden und die das Material für die eigentliche Strohhufsfabrikation liefern.

Heimreise zur Kriegszeit.

Dr. Karl Stord, der bekannte Musik- und Kunstschriftsteller und Redaktor des „Türmer“, befand sich zur Zeit des Kriegsausbruches auf einer Studienreise in Italien. Er schildert nun im Septemberheft des „Türmer“ seine Heimreise nach Deutschland, auf der er es in die Mobilmachungstage der Schweiz traf. In Basel konnte er des Andranges wegen die Grenze nicht sofort passieren. Es hatte Zeit, das Leben in der Stadt zu beobachten. Es fiel ihm die fast unerklärliche Aufregung der Bevölkerung auf. Man hätte glauben können, so meinte er, in der Schweiz selbst sei der Krieg ausgebrochen. „Ich habe noch nie etwas Ähnliches von einem Sturm auf die Banken gesehen wie hier. In Basel standen die Leute vor allen Bankhäusern noch weit auf die Straße hinaus. Und wenn man Stunden später wieder vorbeiging, hatte sich am Bilde nichts geändert.“ Dann spricht er von der Einhelligkeit, mit der die Schweiz auf Seiten Deutschlands stehe. „Man war voll höchster Bewunderung, ja Begeisterung für die Haltung unseres Kaisers, und fand kein Wort zu scharf, um das hinterhaltige, heuchlerische Verhalten des russischen Monarchen zu brandmarken. Man wollte sich nicht zum Glauben verstellen, daß Frankreich mit diesem „meineidigen Chaïb“ gemeinsame Sache machen könnte.“ Auch die unsinnigen Gerüchte vom beabsichtigten Einfall der Franzosen und vom bevorstehenden Handstreich Italiens auf den Tessin erschienen ihm bezeichnend für die Aufgeregtheit der Basler.

Acht Tage brauchte er für seine Reise von Romanshorn nach Berlin. Seine Erlebnisse auf der Eisenbahnfahrt durch das mobilisierende Deutschland lassen wir ihn selbst erzählen.

„Niemals werde ich diese Reise vergessen können, die mit allen ihren Mühseligkeiten mir die stärksten Eindrücke gebracht hat, die ich je erlebt habe. Schon in Friedrichshafen fing es an. Es war, als wären die Rollen vertauscht, als sei man aus einem im Krieg befindlichen Lande in neutrales Friedensland gelangt. Der amtliche Betrieb, die Bevölkerung, das gesamte Leben war viel ruhiger als in der Schweiz. Wohl wurde uns berichtet, daß auch hier Panik gewesen sei, aber die mußte sich nach wenigen Tagen völlig gelegt haben. Jetzt war überall dieselbe ruhige Klare Zuversicht.“

Zwischen Reservisten und Landwehrmännern, die nach ihren Sammelplätzen eilen, sitzt die bunt zusammengesetzte Schar der Reisenden. Nur wenige haben ein kurzes Reiseziel, die meisten haben schon mehrere Fahrtage hinter sich und nehmen ergeben die Mitteilung entgegen, daß man jetzt Tage fahren mußte für Strecken, die sonst in Stunden zurückgelegt wurden. Der lange Zug schleicht langsamer als ein Güterzug dahin. An jeder Bahnstation macht er Halt; sie alle sind bewacht, an den Strecken stehen Soldaten, und auch hier schon durch weiße Binden gekennzeichnete Bürgerwachen.“

Bald wird es lebendiger. Unendlich lange, mit Truppen dicht besetzte Züge fahren an uns vorbei. Die Truppen singen und jubeln, schreien hurra und rufen Abschiedsgrüße herüber. Da wird's auch in den Wagen der Heimreisenden lebendiger. Die Fenster sind niedergelassen, die Kinder winken jedem Posten zu. Es entsteht ein Grüßen, Winken und Anrufen hin- und herüber. Je mehr wir ins Land hineinkommen, um so bewegter, um so eimütiger und einhelliger wird das Leben. Jeder, der nicht zu den Waffen eilt, fühlt seine Nichtigkeit in dieser Zeit. Es versinkt alles, was einen noch vorher beschäftigte, es gibt nur einen Gedanken: da hinten ist Krieg! Nur eine Beschäftigung, nur ein Herzensbedürfnis: die Beziehungen zu diesen Menschen, die hinaus-eilen zum Kampf!

Der Jubel wird immer lauter, das Grüßen herzlicher. Ich habe es niemals für möglich gehalten, daß es so viele schöne Gesichter in der Welt gibt. Es ist ein Leuchten in den Augen, ein glühendes Empfinden, ein Hinausgehobensein über den Alltag, über alle Gewöhnlichkeit, Niedrigkeit des Daseins, das auch körperlich verschont und veredelt. Auch Frauen und Kinder werden immer mehr von der Männerstimmung gepaßt, die aus den riesigen Soldatenzügen wie ein heißer Wind herüberweht. Man gewinnt Sinn für den harten kantigen Soldatenhumor. Die Wände der mit Blumen und Baumzweigen geschmückten Wagen sind über und über beschrieben. „Serbien muß sterben.“ „Franzosen, Russen, Serben, alle müssen sterben.“ „Gilt gut nach Paris.“ „Auf jeden Schuß ein Ruh, auf jeden Stoß ein Franzos.“ „Auf zum Schlachtfest nach Paris!“ „Gratis Bauland abzugeben an Deutsche in der Umgebung von Paris.“ „John Bull, du kriegst die Nase auch noch voll!“ Die merkwürdigsten geographischen Vorstellungen scheinen drüben zu spuken. An manchen Wagen ist als Fahrtrichtung angegeben: „Über Paris nach London und St. Petersburg“, und in festen, großen Buchstaben wird an einer Wand verkündigt: „Rußland muß noch badisch wer'n!“ „Vorsicht! Deutscher Stahl! Mittel gegen Russen, Wanzen und Franzosen!“ Oder ganz toll: „Wir machen aus dir, du Zarenfürst, nur noch Blut- und Leberwurst!“

Nach sechsständiger Fahrtlangen wir in Ulm an. Die Festung ist übervoll von Soldaten. Das Straßenbild ist voll tollen Lebens. Aber es bedarf keiner Weisung, jeder ist bestrebt, überall und in jedem Betracht für das Militär Platz zu machen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, Hilfe zu leisten. Alles andere ist Nebensache. Große Bierwagen werden jetzt von Ochsen gezogen, gelegentlich sieht man auch ein Ruh neben einem Pferd eingespannt. Die seltsamsten Gefährte werden hervorgeholt, da die guten Wagen alle abgegeben sind.

Endlich gegen sieben Uhr an diesem 5. August, abends, geht die Fahrt weiter nach Stuttgart. Diese Fahrt ist das Schaurig-Schönste, was ich je erlebt habe. In unserm Riesenzug ist kein Plätzchen unbesetzt. Über keiner murrt. Man rückt zusammen, richtet ein, sorgt für die Kinder und versucht, mit Scherzen über alles hinwegzukommen. Da und dort schlafst einer vor Übermüdung ein. Es sind viele Leute im Wagen, die schon fünf Tage unterwegs sind, dabei die ersten Tage unter schweren Gefahren aus Frankreich über Genf flüchtend. Anderen sind ihre Reisemittel sehr knapp geworden, so daß sie die Nächte in den Bahnhofshallen zubrachten, wo natürlich ein Ausruhen nicht möglich war. Mühsam klettert der Zug die schwere Steigung auf die Schwäbische Alb hinauf. Wenn er auf offener Strecke hält, geschieht es, um einen Militärzug vorüberzulassen. Es ist immer das gleiche Bild: die Soldaten drängen sich an die Deffnungen der Wagen, da es auch ihnen Bedürfnis ist, jedem, den sie sehen, einen Zuruf zu geben. „Die Wacht am Rhein“, „Deutschland über alles“, zuweilen auch ein Heimatslied und im frisch-fröhlichen Rhythmus das so ernste „Morgenrot“ klingen herüber. Jetzt kreuzt die Bahn keinen Straßenübergang mehr, an dem nicht Leute stehen, die jubeln und winken. Die Bahnhofsperrern sind überfüllt. Wo Häuser in der Nähe der Bahnhlinie liegen, sind die Fenster gefüllt mit Abschiedswinkenden. Auf den Bahnhöfen selbst sind die Liebesgaben in Überfülle vorhanden. Und wenn es sich trifft, daß unser Zug gleichzeitig mit einem Soldatenzug zu stehen kommt, drängt es auch die Reisenden hinaus, denen drüben ihren Besitz an Zigarren und allerlei sonstigem Guten mitzugeben. Und sie erweisen sich der Gebefreudigkeit würdig, sie wissen anzunehmen. Du kannst die volle Zigarrenkiste halten, es nimmt keiner mehr als ein Stück. Und tut er es doch, so ist es nur, um den Kameraden die Mühe des Nehmens zu ersparen. Reicht du einer Gruppe von Landwehrmännern eine Dose, so teilen sie getreulich. Auch an den Tischen mit Getränken und Speisen ist kein Gedränge, jedenfalls nie von den Soldaten her.

Ich bin in diesen acht Tagen an Hunderten von Soldatenjügen vorbeigefahren, ich habe in den Städten Tausende von Einquartierten gesehen und habe keinen betrunknen Mann zu Gesicht bekommen. Und wenn so manche Inschrift an den Wagen rauh und wild war, eine Note war nicht zu hören. Eine Krankenschwester erzählt in einer Ecke, daß sie seit fünf Tagen nur in Militärzügen gefahren sei, um eine schwer erkrankte Frau in ihre österreichische Heimat zu befördern. „In all der Zeit bin ich von all diesen Männern so behandelt worden, wie die vornehmste Dame vom wirklich vornehmsten Kavalier.“ . . .

In Stuttgart am Freitag darauf erleben wir die Nachricht des Sieges von Lüttich. Um Morgen war überall die Nachricht von dem fühligen Handstreich angeschlagen ge-

wesen und mit einer, wenn auch nicht eingestandenen Besorgnis hatte man den Schlussatz gelesen, daß der Handstreich zwar mißlungen sei, aber doch von dem außerordentlichen Mut der Truppen zeuge. Nun war's abends um sieben. Ich stand dem Bahnhof gegenüber, wo ich mich nach den Möglichkeiten der Weiterfahrt erkundigt hatte. Unten an der Ecke, wo das Hotel Marquardt auf die Königstraße steht, stauen sich plötzlich die Menschenmassen. Jeder Offizier, der vorbeifährt, wird jubelnd begrüßt. Ich eile hin, die Menschen drängen gegen die Ecke wie Wogen an einem Felsen am Strand. Vorn liegt einer vor, alle lauschen gespannt. Die hinten verstehen nur abgebrochene Worte, stimmen aber sofort in das Hurra ein. Dann weichen die Vorderen, die anderen schieben nach. Längst hat man nun verstanden: „Lüttich gefallen“, aber man weicht nicht vom Platze, bis man selbst gelesen. Man sagt es wildfreunden Menschen auf der Straße und lacht sich an: Das fängt gut an, nur so weiter!

Erst am nächsten Mittag können wir nach Würzburg weiterfahren. Zwölf Stunden dauert die Fahrt und reicht wieder bis über Mitternacht. Der Charakter ist ein ganz anderer, als tags zuvor. Nur das Vorbeifahren der Militärzüge ist gleich und die aus ihnen heraustrallende Begeisterung . . .

Wie ist doch das Mitteilungsbedürfnis gewachsen! In Würzburg im Gaihof, wo wir nach Mitternacht noch einen kleinen Imbiss erhalten, drängt sich der Wirt an den Tisch. Er muß uns erzählen von der unbegreiflich großen Schar der Freiwilligen, die weinend und zornig dabei verharren, daß sie nicht mehr nach Hause wollen. Er berichtet, daß bei jedem Truppenteil viel zu viel Männer sich einstellen, sich nicht mehr abschieben lassen. Und dann die Freude, wie alles neu und schön ist, wie jeder seine Kleider hat, seine prächtigen Stiefel. Wie die Pferde im neuen Sattelzeug dastehen, wie kein Knopf fehlt!

In der Tat: Kann es etwas Schöneres geben, als diese grohartige Fürsorge? Dieses prachtvolle Arbeiten in der Stille, die Pflichttreue, die Jahre lang gesorgt und geordnet hat, unverdrossen, trotz der zahllosen Angriffe von draußen, trotz der vielen Verlängerungen und Belästigungen? Eine Minute hat genügt, um den Begriff Antimilitarismus zu einem unverständlichen Wort zu machen. Wer hat in diesen Tagen nicht irgendwie umlernen müssen? — Und so leicht ist es allen gefallen!

Vier volle Fahrtage müssen wir noch daran wenden, um nach Berlin zu kommen. Und überall das eine gleiche Bild, überall dieselbe Kraft, dieselbe feste Wille, dieselbe Ordnung, die gleiche Sachlichkeit. Ich bin immer ruhiger geworden. Wenn es möglich wäre, daß ein solches Volk überwunden wird, dann hat die Weltgeschichte, dann hat die Welt keinen Sinn. Was sollte dann noch das Leben? Also schreiten wir gelassen der Schicksalsstunde entgegen!“

■ ■ Wiegendien. ■ ■

Von Hedwig Dietrich-Bion.

Träume, mein Kind, den seligsten Traum,
Drauß steht die Welt in Waffen.
Schmiege dein Köpfchen in's Kissen von Staub,
Der Soldat hat ein Strohbündel kaum,
Drauf ein Stündlein zu schlafen.

Träume, mein Kind, den seligsten Traum,
Serne von Haß und von Tücke.
Schlummre im friedlichen, sonnigen Raum,
Träume, mein Kind, den seligsten Traum,
Drauß geht die Welt in Stücke!

Träume, mein Kind, den seligsten Traum,
Draußenn donnern Kanonen.
Sest faßt der Reiter sein Roß am Zaum,
Reitet in den unendlichen Raum,
Wo die Feinde, die Feinde wohnen.